

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 27

Artikel: Der Unbekannte
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gegenen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruflich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Kraftanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist fertig — ich bin schon zu einer Aktion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassafal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!“

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stichwort gegeben:

„Ich habe Ihnen ersichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Pascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmer als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er verfolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt.“

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

„Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beleidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotzdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassafal, sondern um seine Frau.“

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Anstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Vorschub zu leisten.

Aber auch diese Aufwallung war Djavid nur angenehm.

„Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassafal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinziplichen Gebütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge bis zu Abdul Hamid selbst zu leiten.“

Von dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Beruf ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konfisziert.“

Fortsetzung folgt.

Bern vom Rosengartenlaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blank und klar.
Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt.
Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge
Zackig und giebelpfif die Dächerschar
Bernäueln wirr in eiferndem Gedränge.
Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht,
Auf allen Wegen strömen sie heran;
Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Rauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und kühn heraus,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schwerelos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Mure gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Flüßtern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türschwelle lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Erfahrung zu bringen, es fehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Verlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herkunft, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unfall zum Opfer gefallen, ob er aus Verzweiflung, Not oder Elend selbst hinübergegangen war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem kurzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtchens dem rohgezimmerten,

schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hinuntergelassen wurde, trat wie zufällig, mit dem Hut in der Hand, Architekt Ringeisen, ein Mann in den Vierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab seinen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dem Gebet des Geistlichen, und als die ersten lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterfollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Straßengraben zur Welt gekommen sei. Tatsache war, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. Hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schande seines Erzeugers ins Ohr geflüßtert worden; in hundert Variationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnutz, der seine Braut im Stiche gelassen; als liederlicher Kumpan, der das Geld seiner Eltern vertan; als Bruder Lustig, der Seßhaftigkeit nur am Iastisch bewiesen; als Trunkenbold und Messerstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berufsmeter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekannten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerufen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findlings und Niemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktätig gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Behmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht nach

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohn-
te er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der
Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen
Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher
Kingeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen
Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen
am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Kingeisen fühlte Dankbarkeit
im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen
vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan
der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn
mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes,
sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügung-
en des Schicksals.

Kingeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien
ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht,
zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen
Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war
nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern ent-
gegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger
Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf
zwei verschiedenen Erdteilen. Kingeisen wußte nicht einmal be-
stimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde
lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie
hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber
und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit
zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und
ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd,
mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der
sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen,
Brücken, ein bunt gemischtes Dächermeer, von der Sonne über-
glüht, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so be-
rauschend, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in
selbigem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten
einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der
vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Moti-
ven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und
eigentlicher Totalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl fin-
det sich da und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kultur-
lebens, so Ringmauern mit Gräben und Türmen, mit trummen,
engen Gassen, mit hochgiebligen Häusern, vorragenden, niedri-
gen Geschossen, reichen Portalen und zierlichen Erfern. Aber
gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern
eigentlich gar nicht.

Ueber der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit.
Alles Beengende, Trübe, Dumpsie ist hier abgestreift. Wie be-
freit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch
eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den
keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wun-
derbare Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern
feierten, sein Ruhm wird nicht ausgefungen werden. Mit jedem
Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahren Tausende
und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender
Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die
allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenflecken
ausstreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer,
goldener Poesie, daß das Schweizer Gemüt hier seinen Feier-
tag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll
Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten.
Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünlänzender
Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen
Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an
welche sich reiche Dörfer schukuchend schmiegen — und über
allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiklang: Eiger,
Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenglanze oder im Abendscheine, wenn im
Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnis-
volle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt glei-
tet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im
winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin,
die unsere Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen
singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch
am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch
die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die
Häuser in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut,
alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und
Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man
fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnit des Despotis-
mus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführt, sind
groß und kostbar, doch haben sie keinen Anschein von Pracht,
der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert
und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren alters-
grauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden,
wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen,
das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein,
Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blätterte er in den
Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen
Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in
den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berich-
ten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um
Seite umzublätern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln
und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form
der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive
Schwarz des Druckes und die ungebrochene Kraft mit der das
Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ur-
sprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Un-
natürliche und Gefälschte fremd ist, und es ist, als ginge ein
Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und erstarken
macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch
seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Ver-
gangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so
der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen
läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes
und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die
Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Gei-
stes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Ent-
pfeiler war — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene
des Mittelalterlichen dreinschauen, ein bezeichnender Zug zur
Vollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den
unfagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein
reines Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor
dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten
aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen
belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den
Schuhen Stelzschuhe mit Holzboden. Vor den Häusern wurden
diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer
alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Uberschube der
Ratsherren aufgestellt gewesen seien, „do kumt man sin zählen,
wie viel ihr zu Rath kommen wären!“ Die erste Ausgabe für
Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die nie-
dere brotschal ze beschiffenne“. Lange und hartköpfig hat sich der
Berner gestraubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße neh-
men zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen
Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere
Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung
schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „mist und
biaen“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu
lassen. für jeden fernern Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener funktreiche Geist im
Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Lau-
bengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steige
rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt,
von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem
Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im
wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen
malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan
Albrecht v. Bonifetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit
hüpschen bünwen gezieret, und ist nün, lustig, mit witen gassen,
zu beder sitt gewelbe habende, under denen mit droffenen
Füßen man wandern mag.“ Die ersten Nachrichten über die